

Gerechtigkeitsbilanz nach 275 Jahren

Wer als Mann in ein Sprachinstitut kommt, hat meistens mit Gleichberechtigungsproblemen nicht viel am Hut. Auf dem Weg zur Bibliothek im sinologischen Seminar zum Beispiel trifft man seine Sprachlektorin, kommt meist an einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin in ihrem Büro vorbei, um dann in der Bibliothek ebenfalls eine weibliche Hilfskraft anzutreffen.

Es besteht also, zumindest optisch, kein Mangel am weiblichen Geschlecht an der Uni. Darauf lassen auch die offiziell veröffentlichten Zahlen schließen, die sowohl bei Studenten, als auch bei Beschäftigten eine gerechte 50/50-Verteilung beider Geschlechter zeigen.

Wenn man an einem sonnigen Tag über den Zentralcampus schlendert, oder sich durch das Gewühl von Menschen in der Mensa drückt, hört man nirgends etwas von „starken“ oder „schwachen“ Geschlechtern, wäre ja auch albern, wo es hier schließlich doch eher auf Gehirn-, als auf Muskelschmalz ankommt.

Augenscheinlich hat die Uni Göttingen also mit den großen Unternehmen in Europa nichts gemein, die EU-Kommissarin Reding derzeit zunehmend ungehalten zur Einführung einer Frauenquote auffordern muss. Und trotzdem sind scheinbar Gleichstellungsbüros von Nöten, für die medizinische Fakultät und den Rest der Uni jeweils eins. Am Universitätsklinikum ist diese Einrichtung zusätzlich noch Frauenbüro und den Medizinstudentinnen nach für alles von „Prüfungsstress bis Belästigung“ zuständig.

Doch obwohl solche Dinge definitiv vorkommen, scheint das nicht das Hauptproblem zu sein.

In ihrem Büro, an dessen Wand ein großes Poster von Dorothea Schlözer, Namensgeberin für ein wichtiges Gleichstellungsprogramm, prangt, nennt Dr. Edit Kirsch-Auwärter mir das eigentliche Problem: „Die Laufbahn bei der Uni liefert für Absolventen eine Einladung zum Aussteigen, eine Einladung, die die meisten Frauen annehmen“. Nach dem Studium sehen sich viele Frauen vor die Wahl zwischen Familie und Karriere gestellt. Und obwohl diese Entscheidung schon schwer genug ist, machen sie die Universitäten für die meisten Frauen nicht leichter. Kein Wunder also, dass bei den Professuren kaum über 20% Frauen vertreten sind.

Dabei überrascht eine derartige Verteilung wenig, lässt doch der aufwendige Beruf der Professorin kaum Zeit für den Aufbau einer Familie. Einer Aufgabe, die meistens doch den Frauen zufällt, allen Bemühungen, den Hausmann zu etablieren, zum Trotz.

Doch nicht nur bei der Familienplanung sind Frauen im Nachteil, auch werden ihre Leistungen im Akademischen Bereich oft geringer bewertet. Teils werden sie als zu subjektiv, gefühlsbetont bezeichnet, im Gegensatz zum erstrebenswerten „Objektiv-sein“.

Um dem entgegenzuwirken betreiben die Gleichstellungsbüros der Uni mehrere Programme. Derzeit sind dies das Charlotte-Heidenreich-von-Siebold-Programm an der medizinischen Fakultät und das Dorothea-Schlözer-Programm am Hauptcampus.

Letztere ist ein Sinnbild für die benachteiligte Frau im akademischen Bereich – zwar mit nur 17 Jahren und als zweite Frau überhaupt in

Deutschland zur Promotion zugelassen, allerdings ohne Dissertation und deren Verteidigung. In der Folge bestand sie nur mit „rite“ (ausreichend) ihr Promotionsverfahren. Das nach ihr benannte Programm bietet Stipendien für Nachwuchswissenschaftlerinnen an, die eine leitende Position in der Wissenschaft anstreben. So sollen mehr Frauen in hohen wissenschaftlichen Positionen ihren Platz finden und für mehr Vielfalt sorgen.

Dass diese Vielfalt nicht nur als Selbstzweck verstanden wird, wünscht sich Dr. Kirsch-Auwärter, quasi als Geschenk zum 275. Geburtstags der Universität. „Dass es einen Wechsel im Uni-Kodex gibt und die Leute Vielfalt als erstrebenswert ansehen“.

Es ist also ein Umdenken gefragt. Und auch wenn es den Fakultäten nach noch ein Weilchen so wie jetzt bleiben könnte, versucht die Uni-Präsidentin, die selbst auch einmal Gleichstellungsbeauftragte war, den Wechsel im Denken schnell voranzutreiben.

Und spätestens dann, wenn man im ZHG sitzt und seinem Wirtschaftsprofessor zu folgen versucht, kann man verstehen warum etwas Vielfalt wünschenswert wäre. Und vielleicht würde auch eine EU-Kommissaren-Standpauke nicht auf taube Ohren stoßen.